

hält es auch eine Gedenkfeier für den in Mauthausen 'liquidierten' Otto Hirsch, den geschäftsführenden Präsidenten der Reichsvertretung der deutschen Juden, der zuvor Ministerialrat im Württembergischen Innenministerium und seit seiner Studienzeit mit Professor Heuss befreundet war. In Stuttgart trägt eine Brücke seinen Namen. Anlässlich der Anwesenheit von Theodor Heuss in Shavei Zion, einer aus der ehemaligen jüdischen Gemeinde Rexingen 1938 gegründeten Mittelstandssiedlung am Mittelmeer, brachte Leopold Marx zum Ausdruck: "... Die Welt von morgen... möge so beschaffen sein, daß sie nur die Brücken-Bauer zu ehren braucht. Männer, wie Otto Hirsch einer war und... wie der Mann, der das andre, das menschliche, das humanistische Deutschland, das Geschehen wiedergutzumachen versucht, zur Wirkung und zur Geltung gebracht hat..." – Als Professor Heuss in Israel weilte, war gerade wieder auch ein Augenblick, der eines Brückenschlages besonders bedurfte –: da gerade Adolf Eichmann überraschenderweise gegriffen wurde. Professor Heuss schildert: „Es war eine Erregung, eine explosive! – ... daß dieser Großlump – ich weiß nicht, ob das ein richtiges Wort – daß er gefaßt worden ist..." (S. 71). Wenn man in ein privates Gespräch mit jemandem kommt, dann schreitet immer ein Schicksal auf uns zu. Man fragt, woher er ist. Der harmlose heitere Friseur spricht gut deutsch, mit einem etwas fremden Akzent. Ich frage ihn: „Sie sind nicht aus Deutschland, aber Sie sprechen gut Deutsch“ – „In zwei Konzentrationslagern gelernt!“ Das verschlägt einem immer etwas den Atem...“ (S. 72); und auf S. 90 stellt Professor Heuss zum Schluß des Fernsehinterviews fest: „... ich bin mir auch vollkommen klar darüber, daß sie [diese Reise] – keine seelische Beruhigungsreise, weder für mich noch für die anderen, sein konnte, sein sollte... wir dürfen diesen furchtbaren Geschichtsvorgang des Versuches der... Massenvernichtung aus *unserem* Bewußtsein nicht ausscheiden wollen, denn das wäre einfach Feigheit gegenüber der Wahrheit! Das können wir uns nicht gestatten, um *unserer* Seele willen. Was ich hier sage, das gefällt vielen Leuten nicht. Die sagen Schluß, Schluß, Schluß mit dieser Geschichte! Derlei ist uns nicht erlaubt um – *unseretwillen* nicht..."“

G. L.

Joseph Badi: Religion und Staat in Israel, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, 1961, 176 Seiten.

Das Interesse für den neuen Staat Israel ist überall erfreulich groß, nur ist es nicht leicht einen klaren Einblick in die internen Verhältnisse des Staates zu gewinnen, wo die religiösen Behörden einen so mächtigen Einfluß auf das politische Leben ausüben, wie es sonst wohl nirgends der Fall ist. Badi's Schrift leistet nun einen vortrefflichen Dienst, indem sie ein anschauliches Bild der verschiedenen religiösen und politischen Strömungen bietet. Der Verfasser ist ein junger israelischer Soziologe, der die ungeheuren Spannungen im Innern des Staates Israel nicht irgendwie zu verschönern sucht, sondern diese in ihrer ganzen Ausweglosigkeit aufzeigt. In wenigen knappen Zügen wird erst der geschichtliche Hintergrund aufgerissen: die jüdische Religion im Altertum und Mittelalter, die mit Recht als Bollwerk des jüdischen Volkes in der Verbannung eingeschätzt wird, dann die neuen Strömungen, die seit der Aufklärung aufgekommen sind, wobei die Reformbewegungen und der Zionismus besonders im Vordergrund stehen; schließlich die religiöse Lage während der Mandatszeit Palästinas, einer Periode, welche schon die ganze spätere Zerrissenheit zwischen Säkularismus und Orthodoxie antizipiert. „Es gab keinen Mittelpunkt, um den sich alle religiösen Richtungen und Behörden sammeln konnten“ (S. 20). Rabbi Jehuda Maimon setzte sich allerdings für die Erneuerung einer zentralen Behörde (eines Sanhedrin) ein, die in allen Fragen des religiösen Rechts maßgeblich sein sollte, aber tiefe Meinungsverschiedenheiten ließen die Bildung eines solchen zentralen Gremiums leider nicht zu. Badi zeigt, daß die englische Gesetzgebung während der Mandatszeit, namentlich „The Order in Council“ von 1922 immer noch die Grundstruktur

der israelischen Gesetzgebung ausmacht: eine Doppelstruktur von Rabbinatsgerichten und staatlichen Bezirksgerichten, von denen jene die ausschließliche Jurisdiktion ausüben in allen Fragen, die mit Eheschließung, Scheidung, Unterhalt und Bestätigung von Testamenten zu tun haben, soweit ein Rechtsstreit zwischen Angehörigen der jüdischen Gemeinschaft entsteht, die entweder Bürger von „Palästina“ oder Staatenlose sind. Für die Personenstandsangelegenheiten anderer Personen waren die staatlichen Gerichte zuständig. Der neue Staat hat diese Trennung übernommen, sie legt die Personenstandsangelegenheiten auch nicht-orthodoxer Juden in die Hände der orthodoxen Rabbinat, die nach den Vorschriften der Thora Recht sprechen. Hier tauchen schwerwiegende Differenzen in einem demokratischen Staat auf, der grundsätzlich jedem Bürger gleiche Rechte garantieren möchte.

Das 2. Kap. geht dann näher auf die religiöse Lage im heutigen Israel ein, wobei nun das englische Erbe aus der Mandatszeit in seiner Auswirkung auf die Machtbefugnisse der Großrabbiner in Einzelheiten aufgezeigt wird. Demzufolge sieht das Recht keine Zivilhe vor, es verhindert damit Mischehen und läßt nach der gegenwärtigen Anwendung bloß Eheschließungen bei Mitwirkung eines orthodoxen Rabbiners, vom Großrabbiner ermächtigt, zu. Aus solchen Phänomenen könnte man freilich den falschen Schluß ziehen, Israel sei ein geistlicher Staat. Dabei zeigt die Statistik auf, daß 85% der Bevölkerung nicht religiös sind; eine Situation, die gleichwohl keineswegs ausgesprochene Gleichgültigkeit den religiösen Ansprüchen gläubiger Juden gegenüber bedeutet. Aus diesem Gesichtspunkt schon ist es begreiflich, daß man bei Gesetzes-Vorlagen immer wieder aus freidenkerischen Kreisen den Gläubigen gegenüber große Konzessionen machte, außerdem aber bildete ja im Kampfe der parlamentarischen Parteien gerade die Fraktion der religiösen Gruppen im „Vereinigten religiösen Block“ das Zünglein an der Waage. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, wenn Badi meint, daß die orthodoxen Gruppen in Israel, obwohl sie nur 12 Prozent der Wähler gewinnen, „das bürgerliche Leben des ganzen Gemeinwesens von der Wiege bis zum Grabe beherrschen“ (S. 63/64). Er gibt kurze Angaben über die politischen Programme der verschiedenen Parteien, wobei die Differenzen sich namentlich auf die Sabbatheiligung, die Anwendung des Wehrpflichtgesetzes für Frauen, die Problematik um die Frage: konfessionelle-staatliche Erziehung, die Schwierigkeiten, die mit dem Fleischmangel zusammenhängen (es entsteht immer mehr Schweinezucht) beziehen. So kann man nicht umhin festzustellen, daß die Interpretation der jüdischen Religion die Bevölkerung Israels in zwei Lager teilt: die Grenze verläuft dabei weniger zwischen Religion und Weltlichkeit als zwischen Orthodoxie und einem weniger intransigenten Judentum (S. 86). An einer Reihe von teils schwerwiegenden Tatsachen zeigt Badi auf, wie wenig es dem orthodoxen Judentum gelingt mit den Problemen des modernen Staates fertig zu werden; Tatsachen, die manchmal zu sehr verschiedener Behandlung von Gläubigen und Ungläubigen Anlaß geben und deshalb nicht verfehlen Ärgernis zu erregen. Es wird dabei klar, daß die „Gläubigkeit“ für viele Leute eine große Versuchung sein kann, sich Pflichten zu entziehen, die der Staat den Bürgern auferlegt. Gelegentlich drängt sich dem Leser der Gedanke auf, ob der Verf. bestimmte Zustände nicht zu einseitig schildert, so wenn er auf S. 89 unter 7. feststellt, daß die orthodoxen Frauen nicht in der Armee dienen dürfen und dann folgert „Damit aber diese Frauen freigestellt werden können, müssen andere für sie Dienst tun“. Es dürfte doch wohl kaum anzunehmen sein, daß Frauen, die sonst nicht herangezogen würden, jetzt stellvertretungsweise für die orthodoxen Frauen Dienst tun müssen. Es wird so sein, daß die nichtgläubigen Frauen allgemein herangezogen werden; nicht aber um speziell für die gläubigen den Dienst zu tun, wie der Verf. verstanden werden könnte.

Deutlich zeigt er, daß die entgegengesetzten Fronten es beide nicht zum Kulturkampf kommen lassen möchten, obwohl dieser immer wieder droht. Es scheint das große Problem: Wie soll man den Staat nach der Thora und zugleich entsprechend der Forderung des Tages regieren? — eine fast unlösbare Frage zu sein, wenn bestimmte Gruppen nicht für tiefgreifende Veränderungen als Gebot der Stunde aufgeschlossen sind. Das Buch Badis (das im 3. Kap. in 21 Paragraphen die wichtigsten Gesetze und Verordnungen mitteilt) gibt zweifellos einen vorzüglichen Einblick in die schwierige geistige und politische Situation des Staates Israel, es geschieht dies mit einer schätzenswerten Objektivität, läßt aber zu gleicher Zeit beim Leser den bedrückenden Eindruck entstehen, daß sich all diese Streitigkeiten um ein großes Fragezeichen herum abspielen: das Fragezeichen, was ein Jude ist. (S. 94). Hendrik van Oyen

Zvi Asaria: Die Juden in Köln. Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Köln 1959. Verlag Bachem. 478 Seiten.

Mit freundlichem Einverständnis des Verfassers entnehmen wir dies der Beilage „Am Wochenende“ zur „Neuen Ruhr-Zeitung“ vom 12. 1. 1960.

Am 4. November 1960 hat der derzeitige Bundespräsident Heinrich Lübke beim offiziellen Besuch der Synagogengemeinde in Köln seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß die SYNAGOGA in Recklinghausen ein schönes Zeichen der Versöhnung zwischen Juden und Deutschen sei (s. o. S. 73). Der Bundespräsident fragte in Köln laut WDR, warum es den Juden so schwerfalle, eine breitere Versöhnung zu gewähren. Abgesehen davon, ob es so ist, wird man darauf hinweisen müssen, daß die so Gefragten ja noch immer und bis zu ihrem Tode die Überlebenden aus den Höllen der Gaskammern sind, deren Verwandte fast alle oder weithin ermordet wurden, durch uns Deutsche.

Aber nicht nur der historische Moment der „12jährigen Ewigkeit“ macht es so schwer, sondern der Kontext einer Geschichte von 1500 Jahren. Einer Geschichte, die neben der unseren herlief, und die wir kaum kennen. Man hat es ja nicht für wertgehalten, sie uns mitzuteilen, als wir noch in den zwanziger Jahren zur Schule gingen. Die Geschichte der Juden unter uns, die historisch eindeutig und mit Urkunden seit einem Erlaß des Kaisers Konstantin aus dem Jahr 321 bezeugt ist.

Sicher lebten Juden schon vorher in COLONIA, in der Römerkolonie. Wie auch sonst in der antiken Welt.

Auf dem Hintergrund dieser uns weithin unbekannten Geschichte hört sich die Frage anders an, banger und zugleich hoffnungsvoller und mit der unabdingbaren Absicht: es muß anders werden, auch mit uns Deutschen!

Azarjahs Buch bietet nur einen Ausschnitt aus dieser neben unserer Geschichte herlaufenden anderen Geschichte, den Ausschnitt der Juden und ihres Lebens im „Deutschen Rom“, wie man Köln genannt hat.

Man muß es ohne Umschweife aussprechen, diese Geschichte der Juden unter uns ist fast ausschließlich eine Geschichte des Leidens gewesen, meist unter der „christlichen“ Parole: TOD oder TAUFE! „Als der Eremit Peter von Amiens im Jahre 1096 zum ersten Kreuzzug predigte, fand er weit weniger Widerhall im hohen deutschen Adel als bei dem kleinen Volk.“ (71) Das große Sterben, Weinen und Klagen am Rhein beginnt, auch in Köln. Noch heute wird in der Judenschaft Kölns das Klagelied des Rabbiners Halevy, der das Martyrium des ersten Kreuzzuges erlebte, gebetet:

Weint bitterlich, ihr Engel des Friedens. Gürtet mit Säcken euch, ihr drei Stammväter, zieht verhüllt wie ein Trauener der hin und ruft ihn, den Erzieher! Erzählet ihm, dem Sohne Bithjas (Mose), wie seine arme Herde, die er an seiner Hand so treulich durch die Steppe und Wüste geführt hat, jetzt so verlassen ist im finsternen Lande! „Ach, wie ist sie Fremden anheimgefallen! Wie hat sich Gottes Hand so schwer gelegt auf die hochgeschätzte, herrliche Gemeinde zu Köln! Gebeugt ist mein Haupt, es schaudert meine Seele ob ihres schrecklichen Schicksals. Die Feinde wollten zu fremden Dienst sie verleiten, sprechend: „Führt sie zum Tode, wer

nicht zu unserem Glauben sich bekennen will!“ Doch Jakob wählte den einzigen Gott sich immer – weinend feuerte ihr Oberhaupt sie zur Gesetzestreue an...“ (32.)

Und weiter liest man: „Die Stadt Köln hat zwischen 1425 und dem Ende des 18. Jahrhunderts keinem Juden den dauernden Aufenthalt in ihren Mauern gestattet. In dieser Politik wurde sie auch von der Universität Köln (durch Erlaß des Papstes Urban VI. im Jahre 1388 gegründet) unterstützt.“ (61.)

Dies Buch ist so hervorragend ausgestattet mit Bildern, Dokumenten und archäologischen Zeichnungen, daß es in seiner Ausstattung fast den Rang eines enzyklopädischen Werkes hat. Neben der Archäologie finden wir unter der Rubrik Schulwesen, das ja erst wieder 1804 in einem Gebäude in der Glockengasse begann, schöne, beglückende und traurig stimmende Berichte.

Man muß einmal fragen: Wissen Sie, woher die Sitte kommt, daß man den Schulanfängern eine Zuckertüte mitgibt? Aus der jüdischen Schule! Man gab dem Schulanfänger – weil das Lernen immer schwer war – ein hebräisches Alphabet aus Honig und Zucker auf einer Tafel mit. Der kleine ABC-Schütze leckte Buchstaben um Buchstaben ab, bekam neue und lernte auf diese süße Weise die Sprache der Väter. Dazu gab es Früchte und Nüsse. Was hat das Judentum in Köln der Musik, ja der gesamten deutschen Kultur gegeben! Das muß man lesen und erfahren – jeder kennt die Namen –, aber wer denkt einen Augenblick darüber nach, wer sie uns mit ihren Werken gegeben hat? Die Juden Kölns gaben immer mehr, als sie empfingen. Das ist mehr als ein ruhmvoller Satz über diese Geschichte!

Dazu kommt ihre große Mitarbeit im öffentlichen Leben der Stadt, bis es jäh in der Agonie zu Ende ging, in der Sterbezeit, die Hitler heraufführte – zwei bewegende, unvergessliche Kapitel. Unerhört anschaulich bis ins Bildmaterial hinein. Das Buch schließt mit einem Tetralog zwischen dem Rabbiner *Azarjah*, den Schriftstellern *Böll*, *Schallück* und *Unger*. Die Frage taucht auf: Was ist ein Jude? Wilhelm Vischer hat sie neulich in Köln beantwortet: Der Jude ist der menschlichste Mensch. Das wird gerade aus diesem Buch Zug um Zug deutlich. Und Paul Schallück sagt in diesem Gespräch: „Und wenn wir nur von Köln sprechen, dann wissen Sie besser als wir, Herr Rabbiner, daß die Juden in Köln nicht nur gelebt haben, sondern auch, was sie hier gewesen sind, daß Köln ohne das jüdische Salz, ohne die jüdische Minderheit nicht das alte Köln gewesen wäre.“ (447.)

Und der Rabbiner fragt gegen Ende des Gesprächs, ob man vielleicht im heutigen bundesrepublikanischen Köln die Rückkehr der Juden gar nicht wünsche? Auch diese Frage ist da. Gegenüber der Frage des Bundespräsidenten, von der wir ausgingen.

Aber schon die Tatsache, daß diese Monographie erschienen ist, werten wir als ein Zeichen der Hoffnung und Versöhnung. So ist sie auch gemeint. Das ist mir in vielen Gesprächen mit dem Verfasser und Herausgeber bedeutet worden. Dies Buch ist uns geschenkt, daß wir die Geschichte der Juden endlich synchronoptisch aufarbeiten mit unserer. Das Vakuum, das alle Teufel rief, muß gefüllt werden. Das Buch von den Juden in Köln ist einer der ersten, aber wesentlichen Beiträge dazu in seiner ehrlichen Darlegung dessen, was war. Die Aufarbeitung der Vergangenheit reicht tief – so tief und so weit, wie unsere eigene Geschichte ist, begleitet von der der Söhne Israels.

Daß das Judentum nach 1945 nicht nur teilweise wiederkam – in Köln sind es 1200 von über 20 000, von denen fast alle tot sind von „Amaleks Hand“, – sondern auch dies Buch gab, kann in keiner Weise als billige Hoffnung interpretiert werden. Es verlangt von uns Arbeit, Einsicht und Neuanfang. In Bergneustadt hat der Verband Deutscher Studentenschaften in diesem Mai mit der Arbeit begonnen (s. o. S. 84), und auch anderswo regt es sich. Nicht so langsam! Die Gabe dieses Buches bedeutet für uns Christen in Deutschland, ja für alle Deutschen, eine Aufgabe, die nicht mehr auf sich warten läßt!

Pfarrer Lothar Ahne